

Nr. 28. Bydgoszcz / Bromberg, 5. Februar 1938



(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bureauvorsteher Gödicke arbeitet prompt und zuverlässig.

Pünktlich erscheint er vor seiner Chefin. Zählt ihr den Betrag von 1175 Mark und 60 Pfennigen vor.

Sie nickt und quittiert.

Diese Bestätigung heftet er als letztes Blatt in das schmale Aktenstück

Blandine Rainer-Mathesius
Hinterlassenschaft Paul Mathesius,

das er ihr dann gleichfalls übergibt.

Seit jeher wird in der Rainerkanzlei die Praxis geübt, daß erledigte Angelegenheiten erst von der Hand des Chefs mit dessen Signatur den Vermerk „ad acta" erhalten müssen, bevor sie in die dafür bestimmte besondere Registratur abgelegt werden.

„Es wäre dann gleich auch noch dieser Akt in Causa „Sekuritas" abzuzeichnen," bemerkt Gödicke.

Die Versicherungsgesellschaft „Sekuritas" ist eine gute Mandantin der Rainerkanzlei. Das Aktenstück, das der Bureauvorsteher Blandine jetzt vorlegt, trägt die Aufschrift: „Sekuritas" / Susanne Steinhoff.

Dazu trägt er vor:

„Die Versicherungssumme von Reichsmark 10 000 ist Herrn Ewald Bachmann, dem Bräutigam der verstorbenen Susanne Steinhoff vorgestern ausbezahlt worden. Hier ist der Beleg." Er schlägt das Aktenstück an der betreffenden Stelle auf.

Da Blandine nichts entgegnet, sondern nur nachdenklich aus eben jenem wichtigen Beleg ein Schiffchen faltet, fühlt Gödicke sich bemüßigt, der Chefin den Sachverhalt der vorliegenden, an sich ziemlich bedeutungslosen Angelegenheit kurz zur Kenntnis zu bringen. Sie stammt aus dem Ressort des zweiten Referendars Kammrath und hängt folgendermaßen zusammen:

Die fünfundzwanzigjährige, elternlose Susanne Steinhoff, Privatsekretärin des Direktors der Verbag-Baugesellschaft hatte vor Jahresfrist bei der „Sekuritas" eine Lebensversicherung von 10 000 Mark abgeschlossen, und zwar — da sie sonst keine Verwandten besaß — zugunsten ihres Verlobten, des Agenten Ewald Bachmann. Bei einer Skifahrt, die sie mit Bachmann in den Weihnachtsferien im schwierigen Gelände des „Wilden Kaiser" in Oberbayern unternahm, sind die beiden während eines starken Schneegestöbers bedenklich vom Wege abgekommen. In ihrer verzweifelten Lage haben sie bald die Nerven verloren und bei steigender Gefahr sich gegenseitig der falschen Führung beschuldigt. In heftiger Meinungsverschiedenheit über die nunmehr einzuschlagende Richtung haben sie sich getrennt, weil keiner auf den anderen hören und sich zu seiner Ansicht bekehren wollte. Dem Mann ist es schließlich nach stundenlanger Irrfahrt gelungen, sich bis zu einer Schutzhütte durchzukämpfen, die er in fürchterlicher Verfassung, mehr tot als lebendig, erreichte. Das Mädchen ist verunglückt. Erfroren, oder abgestürzt. Das konnte nicht festgestellt werden. Jedenfalls war sie tot. Die „Sekuritas" hat diesen Todesfall, der den ziemlich verschuldeten und als reichlich leichtsinnig und charakterlos bekannten Agenten Bachmann zum Erben von 10 000 Mark machte, natürlich sehr genau untersuchen lassen, bevor sie die Versicherungssumme auszahlte. Der Umstand, daß die junge, gesunde Susanne Steinhoff gar so bald nach Abschluß ihrer Lebensversicherung tödlich verunglückt ist — sozusagen in zeugenloser Gegenwart dessen, der den pekuniären Vorteil davon hat — rückte die Sache sogleich in ein besonderes Licht. Man ist allen ihren auffallenden Momenten nachgegangen.

„Aber man hat dem Bachmann absolut nichts nachweisen können," schließt Gödicke seinen Bericht. „Der bloße Verdacht hat nicht genügt. Er ist formal im Recht geblieben . . . vielleicht ist er es auch wirklich."

„Hoffentlich, lieber Gödicke. Man soll das berufliche Mißtrauen auch nicht übertreiben. Na, jedenfalls werde ich das Aktenstück nochmals durchsehen und dann samt Causa Rainer/Mathesius selbst in die ad acta-Registratur ablegen. Ich habe auch noch anderes zu erledigen, bleibe also sowieso noch ein paar Stunden im Bureau. Sie aber machen nun Schluß. Es ist wieder einmal reichlich spät geworden."

„Das macht weiter nichts, Frau Doktor . . . empfehle mich."

„Wiedersehen, Herr Gödicke."

Der Bureauvorsteher ist gegangen. Als Letzter der Kanzleiangestellten. Nun ist es still und leer in den Bureauräumen . . .

Blandine ist allein.

Noch immer sitzt sie vor dem Schreibtisch. Noch immer ist sie tief in Gedanken versponnen. Doch allmählich tritt ein seltsam trauriger, aber fest entschlossener Ausdruck in ihr schönes Gesicht.

In einem Briefumschlag verwahrt sie ihr Erbteil.

Dann blättert sie im Akt Sekuritas/Steinhoff. Stößt auf den zwischen Korrespondenzen und Gerichtsstücken eingeklemmten Paß des jungen Mädchens, das auf so furchtbare Weise geendet hat . . .

Ein Frösteln überläuft sie inmitten des heißen Sommertages, als sie ihn zur Hand nimmt.

Das Paßbild ist so unpersönlich, nichtssagend und gleichgültig, wie alle Paßbilder.

Das gleiche gilt von der nachstehenden Beschreibung:

Gesicht: oval — Farbe der Augen: braun — Farbe der Haare: blond — Besondere Merkmale: erbsengroßer Brandfleck an der linken Schläfe.

Darnach und nach dem verschwommenen, mit dem violetten Stempel der Behörde versehenen Photo wäre die lebendige Susanne Steinhoff kaum aus Tausenden von Frauen und Mädchen herauszufinden. Und nach der Toten fragt kein Mensch . . .

„Ausnahmen bestätigen die Regel," erklärt Helma seelenruhig, als Burkhardt bei seinem Erscheinen auf seine fabelhafte Pünktlichkeit hinweist; denn die Standuhr im großen Salon der Pension schlägt gerade die dritte Nachmittagstunde, als er „antritt", wie er sagt.

Trotz gegenteiliger, in Zeitung und Rundfunk angekündigter Voraussagen hat das strahlend-schöne, wolkenlose Sommerwetter angehalten, und Helmas Parole lautet: „Sanssouci!"

Burkhardt winkt einem Taxi.

Man fährt am Funkturm vorbei, über die Avus hinaus. Der Chauffeur hat Ehrgeiz und legt ein anständiges Tempo vor. Helmas blitzende Augen verraten ihr Vergnügen an dieser Fahrt.

„Zufrieden, Will?"

„Sehr zufrieden. Aber was heißt „Will"?"

„Das ist die erste und schönere Silbe von „Wilhelmine". Ich habe darin das letzte „l" verdoppelt und damit einen Namen gebaut, der vorzüglich zu Ihnen paßt, denn Sie haben Willen, festen, starken und gesunden Willen."

Helma sieht nachdenklich vor sich hin. Burkhardt spricht weiter:

„Und die Bezeichnung „Fräulein" wäre wirklich stillos unter guten Kameraden, die wir doch während Ihres Berliner Aufenthalts sein wollen, nicht wahr?"

Warum ziehen Sie dieser Kameradschaft solch zeitlich nahe Grenze? will Helma fragen, unterdrückt aber zum erstenmal eine derart impulsive Bemerkung. Dabei wird sie rot. Das scheue Erröten erhöht ihre Lieblichkeit, und Burkhardt muß unwillkürlich denken, daß sie wie dieser Sommertag selber ist, klar, blühend und voller Sonnenschein.

Bei der Besichtigung des Schlosses und seiner Schätze hat er dann Gelegenheit, zu bemerken, wieviel Verständnis dieses junge, lustige Ding den Feinheiten einer alten Kultur entgegenbringt, wie sie in dieser Atmosphäre von Historie aufgeht, wie sich ihr Interesse mit Wissen und Bildung paart und eindringt in das Wesentliche von Menschen und Dingen.

Kreuz und quer durchstreifen sie den Park. Burkhardt kommt ins Erzählen der Anekdoten vom Alten Fritz und bemerkt mit Freude die dankbare Aufmerksamkeit seiner Zuhörerin.

So vergeht dieser Sommernachmittag im Fluge.

Bis Helma erklärt:

„Jetzt habe ich aber Hunger."

„Damit schreiten wir also zum nächsten Programmpunkt: Abendessen in Wannsee im schwedischen Pavillon," kommandiert Burkhardt vergnügt, „mein Magen meldet sich auch ganz energisch."

„Schwedischer Pavillon," wiederholt Helma etwas unsicher, „das klingt ja wie etwas ganz Nobles."

„Klingt nicht nur, sondern ist es auch wirklich," lacht Burkhardt, „dieses Lokal ist in seiner Art auch eine Berühmtheit; deshalb muß ich Sie unbedingt dorthin führen."

Helma kraust die Stirn:

„Ist nicht Aschinger auch eine besondere Berliner Spezialität?"

Burkhardt lacht laut und herzlich:

„Gewiß, und die Würstchen mit Kartoffelsalat, die dort in prima Qualität zu mäßigen Preisen verabreicht werden, sind ganz ausgezeichnet."

„Na also, dann wollen wir doch die genehmigen."

„Ein andermal, Will. Die laufen uns nicht davon. Aber den heutigen schönen Tag muß doch ein würdiger Abschluß krönen. Das fordert ganz einfach das Stilgefühl."

Da gibt sich Helma einen Ruck:

„Ehrlich gestanden: ich habe nichts gegen ein gutes Essen in einem guten Lokal. Aber — bitte nicht übelnehmen — ist denn ein Referendargehalt hier so groß, daß man an einem Tag unbedenklich kostspielige Autofahrten machen und dann noch einen schwedischen Pavillon aufsuchen kann?" Und da Burkhardt nicht sofort anwortet, setzt sie noch hastig hinzu: „Sie müssen begreifen, daß ich es auf keinen Fall zulassen kann, wenn Sie sich meinethalben in besondere Ausgaben stürzen. Verstehen Sie mich recht . . . das ist etwas . . . ich meine nämlich . . ." Helma gerät elendig ins Stottern. Und Burkhardt überlegt sich's lange, bevor er der Verwirrten zu Hilfe kommt.

„Zu Ihrer Beruhigung, Will: ich bin nicht auf das Einkommen aus meiner Anstellung in der Rainerkanzlei angewiesen. Ich habe einen sehr reichen Monatswechsel, den mir auszusetzen, meinem guten alten Herrn in München nicht weiter schwer fällt."

„Dann ist er wohl ein reicher Bierbrauer," entschlüpft es Helma.

„Sie köstliche, kleine javanische Holländerin stellen sich München nicht ganz richtig vor, wenn Sie diese Stadt ausschließlich von Bierbrauern bevölkert wähnen. Mein Vater ist zum Beispiel Gerichtspräsident."

„Verzeihung . . ."

„Dabei ist nichts weiter zu verzeihen, Will, denn ich würde es bestimmt nicht als Schande empfinden, eines ehrlichen Bierbrauers ehrlicher Sohn zu sein."

„Na, Gott sei Dank haben Sie vernünftige Ansichten."

„Ja. Und deshalb schlage ich vor, daß wir einmal einen längeren Ausflug machen. Vielleicht über Pfingsten. Und dann sollen Sie von mir herumgeführt, München kennenlernen."

„Ach ja, Englischer Garten, Pinakothek, Glyptothek, Schackgalerie, Hofbräuhaus und — Besuch beim Herrn Gerichtspräsidenten Burkhardt."

„Dem würden Sie bestimmt ganz ausgezeichnet gefallen, kleine Will!" Das sagt Burkhardt noch sehr vergnügt. Dann aber fällt es ihm mit einem Mal schwer auf die Seele, wie er sich's immer ausgemalt hatte, Blandine seinem Vater zuzuführen, sobald er mit ihr einig geworden, sie sich erobert haben würde; denn zunächst ist sein Privatleben ihr ebenso unbekannt geblieben wie allen seinen andern Berliner Bekannten. Die Mitteilung, wer sein Vater sei, hätte ihr dann erst die Gewißheit geben sollen, daß sich auch ihre äußere pekuniäre Lage als seine Frau bestimmt nicht verschlechtern würde; denn er, der sich bisher nur als Feld-, Wald- und Wiesen-Referendar gegeben hat, wird als Sohn seines an Geld und Einfluß reichen Vaters bestimmt in der Lage sein, ihr dasselbe Leben bieten zu können, wie Bernd Rainer.

Damit denkt er heute überhaupt zum erstenmal an Blandine. Verstummt bei diesem Denken und Erkennen, daß es diesem Mädel an seiner Seite unbewußt gelungen ist, seine Gedanken von jenem Punkt abzubringen, um den sie sonst unablässig kreisten. Diese Helma Valckenaar, der er spontan so viel von seinem Vaterhaus gesprochen hat, daß sie den Wunsch aussprach, es kennenzulernen . . .

„Ja, meinem Vater werden Sie bestimmt gefallen," wiederholt er mechanisch aus diesen Gedanken heraus, um dann abermals in Schweigen zu verfallen.

Helma stört ihn nicht darin. Sie wartet geduldig, bis sein Sinnen, das sich durch die Wendung des Gesprächs nun mit seinem alten Herrn beschäftigt, ihn wieder für sie freigeben wird.

Mittlerweile hat eine Kraftdroschke sie ans Ziel gebracht, und sie haben im schwedischen Pavillon einen schönen Ecktisch gefunden, von dem man den Saal sehr gut übersehen kann, ohne selbst auf dem Präsentierteller zu sitzen.

Harmlose Fröhlichkeit herrscht an dem Tisch, der der Zielpunkt manch bewundernder Männerblicke ist. Obzwar Helma Valckenaar hier inmitten der mondänen und sehr eleganten Gesellschaft nur in einem einfachen weißen Sportkleid sitzt, mit ungeschminktem und sogar ganz und gar ungepudertem Gesichtchen, das ein schlichter Panamahut beschattet, darunter sich weiche, rostbraune Haarwellen in Stirne und Wangen drängen. Aber die Anmut und Frische dieses jungen Geschöpfs läßt Kennerblicke hinter seiner grazilen Kindhaftigkeit eine bestrickende Fraulichkeit ahnen, die unter einem zarten Schleier zum Aufblühen bereitliegt. Noch ist dieser zarte Schleier jedoch ein fester Panzer, der Helmas Ahnungslosigkeit vor den abschätzenden Blicken der Lebewelt insofern bewahrt, als er diese nicht bis zu ihrem Bewußtsein vordringen und es damit verletzen läßt.

Dann erhebt sie den langstieligen Römer, neigt leicht den zierlichen Kopf und sagt:

„Prosit . . . Hart!"

Er gibt ihr Bescheid, trinkt hastig, indes sie nach einem kleinen Schluck das Glas absetzt. Dann fragt er:

„Aber, was heißt „Hart"?"

„Das ist die zweite und schönere Silbe von „Burkhardt". Ich habe darin das vorletzte weiche „d" gestrichen und damit einen Namen gebaut, der vorzüglich zu Ihnen paßt; denn Sie haben Härten, feste, starke und gesunde Härten . . ."

„Will!"

„Hart?"

„Will, Sie und ein . . .“

„Keine vorschnellen Urteile, Hart! Weder im Guten, noch im Bösen. Wir können doch warten und zusehen, wie alles wird und sich entwickelt, und darnach als ehrliche Menschen unsere Meinungen — wo es nottut — auch ändern.“

Über den Tisch hinweg faßt Burkhardt nach der Mädchens kräftiger, von allerhand sportlicher Betätigung ausgearbeiteten Hand. Seine begeisterte Zustimmung liegt in dieser Gebärde und in dem festen Druck, mit dem er sie umschließt.

Ganz stark erwidert sie diesen und nickt ernsthaft dazu. Es ist ganz gut, wenn die ewigen, unfruchtbaren, aufwühlenden Gedanken um Blandine einmal eine wohltätige Ablenkung erfahren, denkt der Mann und schaltet Blandine damit wiederum aus seinem Denken aus. Und diesmal bewußt.

Und keine ahnungsvolle Stimme wird dabei in ihm laut, kein sechster Sinn seines liebenden Herzens, um ihn warnend oder wahnend just in dieser Stunde zu der Frau zu rufen, die — jetzt noch in räumlicher Nähe — nach schwerem seelischem Ringen den dunklen Weg beschreitet, der fortführt von ihm . . .

Nicht heute. Und auch nicht morgen, an dem Sonntag, den er seit Jahren zum erstenmal wieder im Klub verbringt. Angenehm und angeregt nach der ihm dort zuteil gewordenen Begrüßung.

Erst am Montag, als er in ahnungslos-fröhlicher Stimmung in die Kanzlei kommt, erfährt er, was geschehen ist. Plötzlich mit voller Wucht trifft ihn ganz unvorbereitet diese Nachricht, darunter er zusammenbricht wie ein gefällter Baum.

(Fortsetzung folgt.)

Schädeloperation auf dem Montblanc-Gletscher.

Abenteuerliche Schicksale einer verunglückten Bergsteigergesellschaft. — Ein Arzt operiert den Freund mit einem Taschenmesser und zwei Gabeln.

Zu welcher erstaunlichen Leistung die moderne Chirurgie bei persönlicher Einsatzbereitschaft des behandelnden Arztes fähig ist, zeigt ein Bergsteiger-Abenteuer auf dem Montblanc, das nicht nur in Frankreich größte Aufmerksamkeit findet.

Ein warmer Sonnenschein lag über dem Gletschergebiet des Montblanc. François Ody, der Privatdozent der Chirurgie an der Genfer Medizinischen Fakultät, stieg mit einem befreundeten Ehepaar, mit Guy und Jeanne, vom höchsten Gipfel der Alpen herab. Die drei Bergsteiger hatten sich erst eben in der Hütte des Grand Mület mit einem Glas Tee erfrischt und lagerten gegen ½2 Uhr nachmittags unterhalb der Pitschnerspitze in der warmen Sonne. „Fels der glücklichen Rückkehr“, so hatte Guy den Lagerplatz getauft.

Gerade wollen sie weiter hinabsteigen, da gibt unter den Füßen Dr. Odys ein Stück Schnee nach. Ody kommt ins Gleiten, kann sich nicht mehr halten und rutscht etwa zehn Meter ab. Vor ihm tut sich eine Spalte, zwei Meter weit, auf. Er findet gerade noch Zeit hinüberzuspringen und steht gesichert auf der anderen Seite.

Warum haben ihn seine Kameraden nicht am Seil gehalten? Er ahnt Unheil und dreht sich hastig um. Guy und seine Frau haben gleichfalls den festen Stand verloren und rutschen auf dem Eis des Gletschers der Spalte zu. Zwar findet Ody noch Zeit, seinen Eispickel in die Schneemassen zu stoßen und mit dem Seil zu sichern. Sekunden später verschwinden Guy und Jeanne in der Spalte. Der Doktor, das gesicherte Seil um den Leib gewickelt, fühlt, wie die Schnur sich spannt. Dann kann er sich nicht mehr bewegen.

„Guy, wo bist du? Jeanne, so antworte doch!“ Schweigen! Nichts als die Stille der einsamen Bergwelt.

Der Doktor ruft lauter. Vergeblich. Endlich hört ein zweiter Bergsteigertrupp seine Rufe. Nach Minuten der Angst und Sorge, dem Zug des Seiles nicht mehr standhalten zu können, naht die Hilfe. Ody wird aus seiner unglücklichen Lage befreit. Dann sucht man die Spalte ab. Jeanne hängt zehn Meter tief im Eis. Abermals acht Meter tiefer liegt Guy auf einem Eisvorsprung. Sein Kopf blutet. Er gibt keinen Laut von sich.

Mit Hilfe einer dritten herangewinkten Bergsteigertruppe wird zunächst Jeanne heraufgezogen. Dann seilt einer sich in die Spalte hinab, um Guy zu retten.

Man bettet den verletzten bewußtlosen Mann in den Schnee, untersucht seine Wunde, eine klaffende Schädelwunde von der Größe eines Fünfmarkstücks, aus der fortgesetzt Hirnmasse quillt.

Man schickt nach einem Träger der Grand Mület-Hütte. Auf dem Holzgestell der Hüttentragbahre transportieren zehn Mann den elften Kameraden unter unsäglichen Mühen nach oben. Von Zeit zu Zeit halten sie an, um Atem zu schöpfen und die Träger zu wechseln. Der Verletzte stöhnt und seufzt fortgesetzt. Die Rettungskolonne beißt die Zähne zusammen und marschiert verbissen weiter.

Ein Teil der Alpinisten steigt noch um sechs Uhr abends nach Chamonix hinab, Hilfe zu holen. Doktor Ody bleibt mit Jeanne und einigen anderen zurück, um den Kranken zu pflegen.

Das Wetter ist umgeschlagen. Es beginnt zu schneien. Sturm kommt auf und ein Nebel senkt sich auf das Hochplateau, jede Sicht ausschließend. Dr. Ody weiß, jeder Schädelbruch muß innerhalb von sechs Stunden operiert werden, wenn die Operation Erfolg haben soll. Guy liegt bereits sieben Stunden mit offener Wunde. Bei jeder kleinen Bewegung quillt neue Hirnmasse aus dem Kopf. Es ist eine furchtbare Lage, in der sich Dr. Ody befindet. Er ist Spezialist für Gehirnkrankheiten und doch ohnmätig, dem gefährdeten Kameraden zu helfen. Endlich kommt er zu einem Entschluß und wendet sich an Jeanne.

„Wenn ich nicht bald einen Eingriff versuche, so fürchte ich, die Hilfe aus Chamonix kommt zu spät.“

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Machen Sie, was Sie für richtig halten, bloß retten Sie meinen Mann“, antwortet Jeanne.

Für einen Augenblick taucht vor Odys Augen sein herrlicher Operationssaal in der Genfer Klinik auf. Was steht ihm hier auf der Hütte für einen solch schwerwiegenden Eingriff zur Verfügung. Er kramt in seinen Taschen, wühlt in seinem Rucksack. Ein Messer, eines jener schweizerischen Messer aus der Militärzeit, zwei Gabeln des Eßbestecks und einige reine Taschentücher, das ist alles, was er gebrauchen kann.

Man breitet unter den Verletzten ein sauberes Wäschestück und kocht die Taschentücher aus. Zwei der Tücher, durch die Gabeln gehalten, müssen die Wunde isolieren, die Petroleumlampe der Hütte wird dicht herangestellt. Dann beginnt Ody sein gefährliches Werk. Zunächst vergrößert er mit dem Messer die Wunde ein wenig, um besser an die Knochensplitter heran zu können, die die Gehirnmasse so lebensgefährlich zusammenquetschen. Er löst einen Splitter nach dem anderen heraus, Guy leidet unmenschlich und stößt in Abständen unartikulierte Schreie aus, so daß einige Anwesende Jeanne in einen Nebenraum führen müssen. Schließlich entfernt Dr. Ody die bereits aus dem Kopf herausgedrängte Gehirnmasse und legt ein durch Alkohol desinfiziertes sauberes Taschentuch über die Wunde.

Eine schreckliche Nacht bricht an. Wird der Kranke die Operation überstehen? Als der Morgen graut, atmet der Verunglückte nur schwach, aber er lebt. Nun wird es höchste Zeit, ihn in eine regelrechte Klinik zu überführen. Neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr. Von der Rettungskolonne aus Chamonix ist nichts zu sehen.

Dr. Ody entschließt sich, gegen den Rat der Träger und Ortskundigen, selbst durch Nebel und Schneetreiben hinabzusteigen. Zwei Kameraden begleiten ihn. Bis zum Bruch des Gletschers kommen sie, als von oben Schreie und Rufe herabdringen: „Die Rettungskolonne ist da! Umkehren. Die Rettungskolonne ist da!“

Sie eilen hinauf. Man begrüßt sich, bedankt sich.

„Keine Ursache zu danken“, meint der Leiter der Rettungsexpedition. „Es hat leider lange gedauert. Aber es war schwer, bei diesem Wetter zu steigen. Man wollte uns in Chamonix gar nicht fortlassen.“

Der Abstieg gleicht einem Martergang. Guy scheint zu schlafen. Seine Augen bleiben den ganzen Weg geschlossen. Hohes Fieber schüttelt seinen Körper. Dr. Ody führt den

Trupp und treibt die ganze Zeit zur Eile an: „Schnell! Beeilt euch! Sonst ist es zu spät.

In Bossons, dem ersten Ort im Tal, wartet eine Ambulanz. Um neun Uhr abends bereits liegt Guy im Operationssaal einer Genfer Klinik. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Ody wechselt die Kletterweste mit dem weißen Arztkittel, desinfiziert seine Hände und beginnt die zweite Operation. Die dicken Bergstiefel hat er nicht ausgezogen. Alle Müdigkeit ist verschwunden, die Schrecken der letzten 24 Stunden sind vergessen. Kein anderer Gedanke, als den oben begonnenen operativen Eingriff sachgemäß zu vollenden, den Patienten zu retten. — Die Operation gelang. Guy wurde gerettet, weniger durch den zweiten Eingriff in der Klinik, als durch die Schnitte mit dem Taschenmesser im Licht einer Petroleumlampe auf einer einsamen Hütte am Montblanc-Gletscher!

Ein Monat ohne Neumond.

Der Sternenhimmel im Februar.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Während im Januar die Zunahme der Tageslänge sich namentlich morgens noch sehr wenig bemerkbar macht, ist im Februar der Bann der längsten Winternächte schon fühlbar gebrochen. Die Beobachtungsmöglichkeiten für den Sternenhimmel werden jedoch durch die zunehmende Abendhelle kaum beeinträchtigt, und die schönen Winterbilder erstrahlen in den Abendstunden (Anfang Februar um 23, Mitte um 22, Ende um 21 Uhr) in unvermindertem Glanz. Besonders der Südhimmel mit seinen funkelnden Konstellationen zieht den Blick auf sich. In einem Drittel der Himmelshöhe leuchtet hier Sirius, der hellste aller Fixsterne. Um ihn gruppieren sich horizontnah die übrigen Lichtpunkte des Großen Hundes sowie westlich die des Hasen. Darüber finden wir Orion, den himmlischen Jäger, zu dessen drei bekannten, in gleichen Abständen stehenden Gürtelsternen symmetrisch die Sterne erster Größe Rigel (der weiße rechts unten) und Beteigeuze der rötliche links oben) angeordnet sind. Ein ähnlich rotfunkelnder Fixstern in der Nähe, nur noch höher und mehr nach Westen zu, ist Aldebaran, der Hauptstern des Stiers, leicht kenntlich durch die an ihn anschließende V-förmige Sterngruppe der Hyaden.

Während sonst meist die weiß erscheinenden Sterne als glühende gasförmige Gebilde zu den massenförmig größten Objekten des Weltraumes gehören, ist Aldebaran trotz seiner zur Rotglut fortgeschrittenen Abkühlung noch immer als ein Sonnengigant anzusprechen. Um mehr als das Hundertfache übertrifft er unser Tagesgestirn an Größe. Noch höher, unweit des Scheitelpunktes des Himmels, fällt die weißgelbe Capella im Fuhrmann auf, während Castor und Pollux in den Zwillingen und Procyon im Kleinen Hund die Linie der hellen Sterne wieder zu Sirius zurückführen. Auf der Ostseite des Himmels ist in halber Höhe der Löwe mit dem schönen sichelförmig geschwungenen Kopf zu erblicken. Regulus, sein hellster Stern, steht genau in der Ekliptik, der scheinbaren jährlichen Sonnenbahn, die auch den Monatsweg des Mondes kennzeichnet und auf der sich die schönsten Konstellationen zwischen den Wandelsternen abspielen. Die wenig auffallenden Sterne unterhalb des Löwen gehören zu Wasserschlange und Becher. Den Nordostquadranten füllen die bekannten zirkumpolaren Bilder Großer und Kleiner Bär mit dem dazwischen liegenden Drachen, an die sich zum Horizont hin Bootes, Nördliche Krone und Herkules (die letzteren erstmalig wieder abends sichtbar) anschließen. Den Nordwesten durchzieht in voller Breite das Silberband der Milchstraße.

Die Planeten sind im Februar in einer ausgesprochen ungünstigen Beobachtungslage. Die hellsten, Venus, Jupiter und Merkur, bleiben überhaupt unsichtbar. Mars und Saturn, die beide am abendlichen Südwesthimmel zu sehen sind, gehen in der neunten und zehnten Abendstunde unter. Am 2. ist der Abstand der beiden Wandelsterne am kleinsten, und am 4. bildet die zunehmende Mondsichel mit ihnen einen schönen Anblick. Uranus im Widder kann bis gegen Mitternacht aufgesucht werden, während die Möglichkeit hierfür bei Neptun unter Zuhilfenahme kleiner optischer Instrumente die ganze Nacht gegeben ist. Man sucht ihn zwischen den Sternen Beta der Jungfrau und Sigma des Löwen (beide zweiter Größe).

Die Sonne tritt am 19. aus dem Zeichen des Wassermanns in das der Fische. Die Tageslänge steigt von 8 Stunden 56 Minuten am 1. auf 10 Stunden 43 Minuten am Monatsletzten. Der Mond zeigt folgende Hauptlichtgestalten: Erstes Viertel am 8. um 1 Uhr 33 Minuten, Vollmond am 14.. um 18 Uhr 14 Minuten und Letztes Viertel am 22. um 5 Uhr 24 Minuten. Der Monat Februar bietet diesmal die Ausnahmeerscheinung, daß er keinen Neumond hat.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

	mes	nicht	dürf-	nim-	
	dem	gen	from-	ver-	
er-	läßt	schlie-	men	ti-	mer
ret	wohl-	hand	men	ben	ar-
den	bar-	le	zie-	die	li-
tun	ben	sand	freund-	im	le-
	nen-	ret	quel-	ches	
	ist	ge-	bren-	das	

Auflösung der Rätsel aus Nr. 2[illegible]

Spitzen-Rätsel:

H	E	I	L	N	E	U	E	S	J	A	H	R
o	s	l	t	t	l	n	t	e	o	m	e	c
f	s	m	l	l	t	r	s	e	n	e	t	h
	e	e	l		s	e	e		a	r	n	
	n	n	e		e	c	n		s	t	z	
		a				h				k		
		u				i				a		

*

Besuchskarten-Rätsel: Elektrotechniker.

*

Dichter-Viereck-Rätsel:

L	E	U	T	H	O	L	D
R	O	S	E	G	G	E	R
S	C	H	I	L	L	E	R
C	H	A	M	I	S	S	O
S	C	H	L	E	G	E	L
L	O	H	M	E	Y	E	R
A	N	D	E	R	S	E	N
S	P	I	N	D	L	E	R

*

Silben-Rätsel:

SardinE
CheviO T
HamsterbaU
EremitagE
LibertA
LichtersaaL
EberescheE
NachmittaG
= Schellengelaeute.

*

Rätsel: Ost — ave! Ost — ober!

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.